



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Am Ende des Jahrhunderts

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Am Ende des Jahrhunderts



an schreibt und redet seit Jahren soviel von dem zu Ende gehenden Jahrhundert, daß in sehr vielen Menschen sicherlich dadurch die Vorstellung erweckt wird, als stünden für diesen Zeitpunkt besondere Dinge in Aussicht. Vor dem Ende des ersten Jahrtausends unsrer Zeitrechnung wurden allerdings, wie uns berichtet wird, zahlreiche Menschen krank oder verrückt aus Angst und Erwartung. Allmählich könnten wir aber wissen, daß die bedeutungsvollsten Wendungen eigentlich gerade nicht am Schluß der Jahrhunderte eingetreten sind. Sie bestehen z. B. für unser neunzehntes in den Ereignissen von 1805 bis 1813 und in denen von 1864 bis 1871, und dieses alles — das politische Leben muß als Grundlage der übrigen Entwicklung vorangestellt werden — ist doch ein so bedeutender Inhalt an Veränderungen für ein einziges Jahrhundert, daß das unsre wahrscheinlich, wenn uns unsre Dichter oder Maler nicht noch besondere Überraschungen zugebracht haben, ganz einfach, alltäglich und bürgerlich abschließen wird. Bis dahin sind noch einige Jahre, und es werden noch viele Bücher geschrieben werden, die sich mit dem Schluß des Jahrhunderts beschäftigen, sodaß wir unsre Überschrift für die Abteilung beibehalten können. Wir finden die Formulirung nicht zutreffend, aber das Publikum hat sie nun einmal gemacht oder angenommen. Geradezu häßlich klingt aber „Am Sterbelager eines Jahrhunderts“ für unsre Ohren, und wir wundern uns, es als Titel gebraucht zu finden von einem Schriftsteller, der sich auf Seite 355 seines Buches mit Recht über die „Fülle von Geschmacklosigkeit“ entsetzt, die sich in den absonderlichen Titeln unsrer modernen Dichter und Litteraten kundgibt. Der völlig bedeutungslose Worthumbug wird dadurch ja noch zu einer besonders rührseligen Feierlichkeit in die Höhe staffirt. „Blicke eines freien Denkers aus der Zeit in die Zeit“ heißt der Untertitel dieses Buches, worin Professor Dr. Ludwig Büchner, Verfasser von „Kraft und Stoff“ usw. (Gießen, E. Roth) eine nach zwölf Abteilungen geordnete Übersicht über den Inhalt unsers Jahrhunderts giebt. Das achtzehnte war ja das litterarische, das unsre ist das naturwissenschaftliche; welcher Art wird das zwanzigste sein? fragen die Menschen. Der Verfasser drückt sich etwas anders aus. Ihm ist das achtzehnte Jahrhundert das der Aufklärung und Befreiung, das neunzehnte das der Wissenschaft und der großen dadurch

hervorgerufenen materiellen Förderungen. Aber auf intellektuellem, moralischem und sozialem Gebiete sei die Menschheit nicht so fortgeschritten, wie man es nach den Erfolgen des achtzehnten Jahrhunderts hätte erwarten dürfen. Die Wissenschaft sei mit ihren Ergebnissen nicht tief genug hinabgedrungen ins Volk, und diese Vermählung von Wissenschaft und Leben (S. 371) werde hoffentlich das Zeichen sein, unter dem das kommende Jahrhundert leben und siegen werde. Um uns das Ziel dieses Sieges, das er an einer andern Stelle „den bisher vermischten und doch so notwendigen Einklang zwischen Sein und Denken“ nennt (S. 57), klar zu machen, müssen wir wissen, erstens, daß dem Verfasser alles, was wir andern Religion nennen, selbst in dem weitesten und freiesten Sinne genommen, für Wahn und Phrase gilt (siehe das Kapitel Religion), zweitens, daß „die klare Sprache der Wissenschaft und des gesunden Menschenverstandes,“ die dafür eingetauscht werden soll (S. 12), auf der materialistischen Weltanschauung beruht, über deren Umfang sich der Leser in dem Kapitel Materialismus unterrichten kann. Sollte er auch das Bedürfnis haben, sich über die Sicherheit dieser Grundlage seines künftigen Denkens und Redens zu vergewissern, so würden wir ihm dafür namentlich eine Stelle aus dem Kapitel Wissenschaft vorschlagen. Mit der 1839 von Schwann und Schleiden entdeckten Zelle als Urelement, heißt es daselbst, sei noch nicht viel gewonnen gewesen, weil sie zu kompliziert wäre, als daß sie als Anfangsbildung der Materie gelten könnte. Erst Max Schulze hätte 1863 die ursprünglichere, noch ungeformte Materie entdeckt, das Protoplasma, die „organische Ursubstanz.“ Diese sei gleich den „berühmten“ Häckelschen Moneren. „Übrigens“ treten wir leider noch nicht auf festen Grund, denn „aller Wahrscheinlichkeit nach“ geht den Moneren noch ein Zustand „wirklicher primordialer Plasmamasse“ voran, dessen Abstand größer ist, als der zwischen den Moneren und dem Säugetier! „Trotzdem,“ das heißt also, obgleich der Unterschied zwischen dem wahren Urzustand der Materie und den Häckelschen Moneren jedenfalls größer ist, als irgend ein innerhalb der ganzen organischen Natur für uns wahrnehmbarer Unterschied, genügt diese „Entdeckung,“ die sicher in undurchdringliches Dunkel gehüllte Frage von der Urzeugung wissenschaftlich zu erklären. Doch vielleicht hat der Leser schon einen ähnlichen Eindruck bekommen, wie ihn einer von des Verfassers großen Aufklärungsmännern, Rousseau in seinem Emil, einmal in Bezug auf den Begriff einer lebendigen Molecule sehr hübsch so ausdrückt: „Um diesen Begriff anzunehmen oder zu verwerfen, müßte man ihn erst verstehen, und ich bekenne, daß ich nicht so glücklich bin.“ Und wir brauchen des Verfassers „Materie“ wohl kaum noch für das kommende Jahrhundert in Rechnung zu stellen, seit sie das Schicksal gehabt hat, auf der Lübecker Naturforscherversammlung 1895 für ein Gedankending erklärt zu werden, ein Gleichnis, aber ein unvollkommenes, über das man nichts mit Sicherheit sagen könne, als daß es über kurz oder lang in nichts zerfließen

werde. Scheinbar leichtem Herzens geht er an einer Stelle seines Buches über das Ereignis hinweg.

Müssen wir also den Standpunkt des Verfassers im ganzen ablehnen, so finden wir doch von dem vielen Einzelnen, das er als erfahrener, kluger und vielseitig gebildeter Mann beobachtet hat und uns mitteilt, mancherlei beachtenswert. Dahin rechnen wir vor allem, daß der alte Achtundvierziger an der Wohlthat des heutigen Parlamentarismus und des ihm zu Grunde liegenden allgemeinen Stimmrechts zu verzweifeln beginnt und Abhilfen empfiehlt, die man sonst von konservativer Seite vorschlagen hört: Hinaufsetzen der Altersgrenze, vielleicht auch geänderten Wahlmodus, ferner Diäten oder obligatorische Wahlpflicht. Es soll dem intelligenten Teil der Bevölkerung ein größerer Einfluß auf die Wahlen verschafft werden. Denn „an eine Diktatur des aufgeklärten Despotismus, wie sie vielleicht vom Standpunkte des freien Denkers als idealste Regierungsform erscheinen möchte,“ sei jetzt nicht mehr zu denken. Auch das geringe Interesse weiter Kreise, namentlich auch der Jugend für Politik im höhern Sinne, im Vergleiche mit der Zeit, als wir noch kein politisch geeintes Volk waren, erwähnt er und bedauert den dafür an die Stelle getretenen Kampf um die Interessen bestimmter Gruppen. Aber den Fortschritt der Politik als Kunst durch Bismarck halten wir wieder für größer als er (das geeinte deutsche Reich ist doch eine Folge dieser Politik), und was er dann noch über rückschreitende Bewegungen der innern Politik ausführt, zeigt in der Hauptsache persönliche Stimmung und Verstimmung. Verständig scheint uns, was er über den heutigen Sozialismus sagt, vor allem mit Rücksicht auf solche „unter den Gebildeten, die jetzt an dem Seile des sozialdemokratischen Zukunftsstaats ziehen helfen.“ Er meint nämlich, daß eine Herrschaft des Proletariats mit Hilfe der sogenannten Arbeiterbataillone doch nur kurze Dauer haben könne und sich selbst vernichten würde; die Urheber der Bewegung würden ihre ersten Opfer sein. Er selbst macht gewisse Zugeständnisse (Abschaffung der Bodenrente, Einschränkung des Erbrechts, staatliche Versicherung für alle Art von Schäden), aber sie sind lange nicht so radikal, wie sich unsre Leser vielleicht den Verfasser von „Kraft und Stoff“ vorstellen mögen, und es mag das alles nur mit einem Worte berührt sein, um zu zeigen, wie anders die Erfahrung und das besonnene Alter zu urteilen pflegt, als die jüngern, verantwortungslosen Jahrgänge, die noch heiter mit dem Feuer spielen können.

Auf dem Gebiete der höhern Bildung wird Büchner darin recht haben, daß zunächst die Philosophie mit einem langen Gedankenstrich abschließt. Denn der Neukantianismus hat allmählich wohl seine Dienste gethan, und Schopenhauer und Hartmann sind zwar zwei sehr geistvolle und kenntnisreiche Männer, aber der Weltwille und das Unbewußte sind zur Erklärung dessen, was wir nicht wissen, schwerlich brauchbarer als Hegels längst abgethaner und jetzt ver-

spotteter, aber einst allmächtiger „Geist.“ Daß übrigens Büchner Nietzsche nicht unter die Philosophen rechnet, sondern nur als einen begabten, aber ganz anomalen subjektiven Schriftsteller ansieht — er drückt sich darüber noch etwas deutlicher aus, wie wir gleich sehen werden —, bestätigt eine alte Beobachtung. Nietzsches Exzentrizitäten scheinen nur unter den Vertretern der sogenannten Geisteswissenschaften verheerend wirken zu können; eine gründliche naturwissenschaftliche Bildung macht dagegen immun. Der Naturforscher erkennt das Gift in der verführerischen Einwicklung und sieht den höchsten Grad von philosophischer Haltlosigkeit und Zerfahrenheit darin, daß „so ganz irreguläre und die Philosophie auf den Kopf stellende Erscheinungen, wie der längst vergessene und aus seinem Grabe wieder hervorgeklaubte halbverrückte Hegelianer Max Stirner und sein moderner Nachträtscher, der Irrenhaus- oder Wahnsinnsphilosoph Nietzsche, die Welt in so hochgradige Aufregung versetzen.“

Über Litteratur und Kunst sagt Büchner nicht viel, weil — nicht viel darüber zu sagen ist. Es macht doch einen eigentümlichen Eindruck, wenn ein Mann, der in Büchern, die große Auflagen erlebt haben, für die Freiheit in jeder Form gekämpft hat, sich nun unwillig von der Zügellosigkeit der neuesten Dichter und Maler abwendet und mit deutlichen Zeichen der Wehmut nach den alten Göttern zurückschaut! Und die, die mit ihren Leistungen heute und im letzten Drittel unsers Jahrhunderts für ihn noch in Betracht kommen, wurzeln in der ältern Zeit; in dem geräuschvollen Treiben der Jüngsten kann er keine Ansätze zu einer künftigen Blüte entdecken, nur Verfall und Ermüdung. Ganz besonders aber zeigt sich ihm die Ermattung der Zeit in der alles Maß überschreitenden und das Interesse eines großen Teils unsrer gebildeten Gesellschaft fast ausschließlich beherrschenden Musikmanie, die durch einseitige Anregung der Gefühlsphäre notwendig einen gewissen Grad geistiger Entnervung mit sich führen müsse. Wagner, Mascagni und Sarasate seien die Helden der Gegenwart und die Götzen der Mode. Die Wichtigkeit, die man heutzutage dem Musikwesen beilege, stehe ganz außer Verhältnis zu der Achtung, deren sich in dieser Verfallzeit die übrigen schönen Künste, die Schriftsteller und Dichter, die Denker und Philosophen zu erfreuen hätten.

So bleibt denn für Büchner als Fortschritt und Gewinn des ablaufenden Jahrhunderts wohl nur der Ertrag der Naturwissenschaften an Erkenntnis und an praktischen, materiellen Erfolgen übrig. Wir brauchen hier keine Darlegungen nicht zu verfolgen. Wohl aber möchten wir sie durch einige Bemerkungen ergänzen und zwar im Anschluß an das, was ihm selbst zum Gefühl der völligen Befriedigung gerade auf dem Gebiete noch fehlt. Die wissenschaftlichen Schriftsteller, meint er, beschäftigen sich zu viel mit einander, das Volk habe zu wenig von ihren Arbeiten, und der Erfolg der populären Schriftstellerei sei gering. Diese Urteile beruhen doch auf einer großen Unterschätzung des Thatbestandes, wobei vielleicht auch die Graumalerei des Alters ein wenig

mitgewirkt hat. Schon des Verfassers eigne zahlreiche Schriften sind doch sicherlich nicht hauptsächlich von Menschen seinesgleichen gelesen worden, sondern von denen, die wir zum Volke rechnen können. Und so wie er haben doch in unsrer Zeit hunderte von Schriftstellern der verschiedensten Wissensgebiete gearbeitet und gewirkt. Was aber den von ihm bis jetzt vermißten und der Zukunft anheimgestellten Erfolg anlangt: auch bei dem allerweitesten Entgegenkommen wird die Wissenschaft an irgend einer Grenze Halt machen müssen, denn ihre Gaben werden zu allen Zeiten nur denen zu gute kommen, die gelernt haben, sie zu genießen, was nie ohne Mühe und Zeitaufwand, ohne ein gewisses Maß von Bildung und Wohlstand wird geschehen können. Es wird auch immer solche geben, die Kaviar oder Lotus essen, und solche, die es nicht thun, weil es ihnen nicht bekommen würde, oder weil sie kein Gelüsten darnach in sich tragen. Nach dergleichen Unterschieden aber die Menschen einzuteilen in Volk und Nichtvolk, ist zwar in der politischen Agitation üblich, und es giebt auch wirksame Antithesen her für die Rhetorik, aber sachlich ist es nicht richtig, und für die Geschichte hat es keinen Wert. Nun also — gegenüber den großen Fortschritten der Naturwissenschaften und der darauf gebauten Erfindungen und Einrichtungen zur Erhöhung unsrer materiellen Wohlfahrt (und, fügen wir hinzu, gegenüber den Fortschritten einiger andern Wissenschaften) spielen doch Kunst und schöne Litteratur im letzten Drittel unsers Jahrhunderts eine gar kümmerliche Rolle. Das ist nicht etwa die Auffassung einer bestimmten Partei unter den Litteraten oder überhaupt einer Tendenz, sondern es wird durch jenen Vergleich so offenkundig, daß es merkwürdig wäre, wenn nicht auch eine spätere, von jeder persönlichen Befangenheit freie Geschichtsbetrachtung zurückblickend hier eine große Lücke ansetzen sollte. Man wird dann wohl sagen: Für Dichtung hatte man in Deutschland seit 1870 nicht mehr das allgemeine Interesse wie früher, und das war der Anlaß, daß keine bedeutenden Talente mehr zur Entfaltung kamen, vielleicht wird man auch den Satz umkehren, jedenfalls aber wird man, da man ja einmal immer für alles Fehlende nach Ersatzerscheinungen sucht, dann eine ungewöhnlich große Menge guter populär geschriebener Bücher aus allen Wissensgebieten vorfinden, einen Reichthum, wie ihn in der That kein früheres Menschenalter gekannt hat. Die diese Bücher wenn auch nicht gerade für das Volk im Büchnerschen Sinn, so doch für Leser von sehr verschiednen Kenntnissen und Ansprüchen geschrieben haben, sind zum Teil selbständig schaffende Schriftsteller, wie bis vor kurzem etwa Freytag, Riehl, Treitschke; sie sind auch älter als die jüngsten Dichter und meist lange vor 1870 geboren, schon weil sie zu ihrer Aufgabe auch etwas älterer Kenntnisse bedurften. Aber trotzdem machen sie nicht den Eindruck der Dekadenz, den die Dichter geflissentlich kundgeben, und in ihren Gliedern fühlen sie keine Ermüdung, womit diese so gern kokettiren. Sie sind also die eigentlichen Positiven, die Optimisten,

deren eine jede Zeit bedarf. Für sie hat auch die müde Frage nach dem Ende des Jahrhunderts keinen Sinn, am allerwenigsten aber kommen sie sich vor wie Statisten am Sterbelager eines Jahrhunderts; das überlassen sie gern den kranken Dichtern. Unser politisches und wirtschaftliches Leben, das seit dreißig Jahren so manchen Beweis seiner Kraft gegeben hat, ist also nicht mehr von den Dichtern begleitet, weil diese nicht mehr Schritt halten konnten, dafür aber von einer sich kräftig entwickelnden, innerlich gesunden populären Schriftstellerei, deren Arbeit weiter geht, unbekümmert um die Jahreseinschnitte des Kalenders. Sie kann darum auch im neuen Jahrhundert sich gleich bleiben und dieselbe Bedeutung für die Zeit haben wie im alten.



## Das Wirtshausleben in Italien

Von H. E.

(Schluß)

**A**nter den zahllosen Fischarten ist die Seezunge (sfoglia) besonders hervorzuheben. Weniger befriedigen die sehr beliebten triglie, die unfern, an der Ostsee durchaus mißachteten Rotaugen entsprechen. Die eigentlich nationale Zubereitungsweise des Fisches ist das Sieden in Öl. In den öffentlichen Garküchen an den Straßen oder auf Volksfesten, wie in der Johannisnacht vor der Laterankirche in Rom, oder beim Schweinefest in Grottaferrata, kann man sich reichlich davon überzeugen. Ist das Öl rein und die Herstellung sauber, so schmeckt das Erzeugniß ausgezeichnet; leider treffen diese beiden Voraussetzungen gerade bei jenen für die niedrigen Volkskreise berechneten Garküchen häufig nicht zu, und die dabei sich entwickelnden Dünste haben es wohl bewirkt, daß sich in weiten Kreisen unsrer deutschen Hausfrauen ein starker Widerwille gegen das Kochen in Öl festgesetzt hat. Bekanntlich haben aber die besten Pariser Köche nur ein mitleidiges Lächeln, wenn man ihnen von diesem Widerwillen erzählt; und es dürfte sicherlich keine deutsche Dame von feinem Geschmack geben, die nicht in einer guten Trattorie von der Grundlosigkeit ihrer Abneigung gegen das Öl überzeugt worden wäre. Hat man erst erfahren, was gutes Öl beim Kochen bedeutet, dann kehrt man nach der Heimfahrt nur betäubten Herzens zur Butter zurück. Läßt man sich den Fisch in Wasser kochen, so nimmt man auf der Tafel selbst frisches Öl und frische Zitronen hinzu, eine Zusammenstellung, die man in Deutschland recht wohl nachahmen könnte; Zander z. B. schmeckt in dieser Form ausgezeichnet.

Den Hummer vertritt sein größerer Vetter, die ragusta. Kundige wollen behaupten, daß das Fleisch beim Hummer feiner sei. Ich habe mich diesem Urteil niemals recht anschließen können, da ich ragusta stets mit besonderem Wohlbehagen verpeißt habe, zumal wenn sie mit einer so vortrefflichen, schweren